

„Heimat ist da, wo man sich nicht erklären muss“¹

Michael Vassiliadis

Meine Großmutter wurde in Izmir geboren, mein Großvater in Istanbul. Sie wurden in den 1920er Jahren aus der Heimat vertrieben. Mein Vater zog 1961 von Athen ins Ruhrgebiet, um zunächst im Kohlebergbau und später in der Chemieindustrie im Rheinland zu arbeiten. Er heiratete meine Mutter, eine Deutsche aus dem Ruhrgebiet mit Eltern aus Holland und Pommern. Ich wurde in Essen geboren und wuchs im rheinischen Dormagen auf. Meine Söhne, geboren in Solingen und Hannover, haben einen italienischen Großvater, eine deutsche Mutter und Großmutter.

Wie ist Heimat zu definieren: Blut, Boden, Volk?

Das Gefühl von Heimat hat viel mit der Erinnerung an Kindheit und Jugend zu tun. Man verbindet Heimat mit den Orten, an denen man aufwuchs, und den Menschen, die einem vertraut waren. Für mich gehören zur Heimat meine Erinnerungen an die Schachtanlagen, Bergarbeitersiedlungen und Stahlwerke des Ruhrgebiets und die Silhouette des Bayerwerks in Dormagen. Aber auch regionale Bräuche und Sitten wie den rheinischen Karneval, den wir natürlich auch feierten, verbinde ich mit dem Begriff Heimat. Die traditionellen Lieder und Tänze Griechenlands, meiner gefühlten zweiten Heimat, prägen meine Erinnerung – obwohl sich meine Besuche in Athen nur auf die Sommerferien meiner Schulzeit beschränkten. Heimatgefühle können von der Dauer unabhängig sein und sich schnell entwickeln.

Als zerrissener Wanderer zwischen zwei Welten habe ich mich nie empfunden, denn ich habe meine griechischen Wurzeln weder verleugnen müssen noch wollen. Ich wusste, wo ich hingehörte und fand es eher anregend, unterschiedliche Mentalitäten und kulturelle Eigenheiten in einer Familie vereint zu sehen. Die Frage nach Zerrissenheit wurde mir eher von anderen aufgedrängt. Vielfalt war und ist mein Gefühl.

Das ging auch anderen meiner Generation so, denn in meinem Geburtsjahr 1964 wurde der Millionste sogenannte „Gastarbeiter“ unter großem medialen Interesse auf dem Bahnhof Köln-Deutz empfangen. Die Photographie dieses Ereignisses, der portugiesische Gastarbeiter mit seinem Willkommensgeschenk, einem Moped, ist fest im kollektiven Gedächtnis verhaftet. Denn die Bundesrepublik Deutschland brauchte gerade nach dem Bau der Mauer ausländische Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer für die Fortsetzung des Wirtschaftswunders. Deutschland brauchte Menschen, die bereit waren, ihre Heimat zu verlassen, um ihr Glück in der Fremde zu finden und dabei gleichzeitig Deutschlands Wohlstand zu mehren.

„Wir riefen Arbeitskräfte, und es kamen Menschen“, sagte der Schriftsteller Max Frisch sarkastisch. Aber die strategische Anwerbung von Menschen anderer Nationalitäten zur Zeit des Wirtschaftswunders hat Deutschland am Ende nachhaltig und positiv verändert. Denn die stärkste Kraft der Integration war das Arbeitsleben selbst. Hier kamen Deutsche und Ausländer viel stärker miteinander in Berührung, als dies damals in der Freizeit möglich gewesen wäre. Erst am Arbeitsplatz wurden aus Deutschen und Migranten zuerst Kollegen und später auch Freunde. Und dies war eine Leistung beider Seiten. Denn Integration müssen beide wollen und man muss bereit sein, sich auf das Neue einzustellen. Für die Zuwanderer heißt dies, Interesse für die neue Heimat mitzubringen, und für das Zuwanderungsland bedeutet es, sich neuen Kulturen und Mentalitäten zu öffnen. Das heißt aber weder für die Menschen im Einwanderungsland noch für die Zuwanderer, ihre Wurzeln und Identitäten verleugnen zu müssen. Die Gewerkschaften haben schon sehr früh die Integration von ausländischen Arbeitnehmern unterstützt und haben ihnen auch ein Stück Heimat geboten. In dieser Frage war die deutsche Gewerkschaftsbewegung fortschrittlicher als Politik und Gesellschaft, die ausländische Mitbürger lange Zeit nur als ein vorübergehendes Phänomen betrachteten.

Die Migranten selbst mussten sich umorientieren; einige von ihnen gingen später wieder in ihre alte Heimat zurück, aber viele andere blieben in ihrer neuen Heimat. So auch mein Vater, für den Deutschland zu seiner zweiten Heimat wurde. Denn Heimat ist nichts Singuläres, man kann durchaus verschiedene Heimaten haben, die gleichwohl als gleichrangig empfunden werden.

Die Gesellschaft des 21. Jahrhunderts muss bereit sein, sich auf andere einzulassen. Gerade der demographische Wandel und der drohende Fachkräftemangel werden die Frage von Heimat verstärkt auf die Tagesordnung zurückholen. Von den Zuwanderern wird die Bereitschaft verlangt, sich auf eine neue Heimat einzustellen und oft auch eine neue Sprache zu lernen. Dies ist mühsam, aber die Grundbedingung einer erfolgreichen Integration. Aber auch die Gesellschaft muss bereit sein, sich auf Menschen anderer Kulturen einzustellen und keine bedingungslose Assimilation zu verlangen. Die Wirtschaft von heute ist hier fortschrittlicher als in den 1960er Jahren und weiß um die Bereicherung durch gemischtkulturelle Teams. Sie nutzt in Teilen das Instrument „Diversity-Management“, bei dem es auch um die Fähigkeiten interkultureller Kompetenz und Toleranz im Team geht. Dass sich dies befruchtend auf die Arbeitsergebnisse auswirken kann, ist offensichtlich.

Ein fremdenfeindliches Klima jedoch wird dazu führen, dass die ausländischen Fachkräfte fern bleiben. Deswegen muss der Begriff Heimat zwingend mit dem Begriff Toleranz verbunden sein. Die Bundesrepublik meiner Kindheit und Jugend stand den Arbeitsmigranten oft ablehnend, zumindest aber gleichgültig gegenüber. Dies bekam auch ich an vielen Kleinigkeiten des Alltags zu spüren. Manchmal waren es kleine boshafte Begebenheiten, manchmal waren es nur unbedachte Worte. Aber es gab auch viele in meinem Freundes- und Bekanntenkreis, für die es überhaupt keine Rolle spielte, dass mein Vater Grieche war und ich somit einen für Deutsche ungewöhnlichen Namen trug. Das ließ mich Wurzeln schlagen.

Aus dieser Erfahrung heraus bin ich der festen Überzeugung, dass Heimat nicht dazu missbraucht werden darf, andere auszugrenzen und Heimat exklusiv für eine bestimmte Gruppe zu beanspruchen. Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit, die sich immer wieder in unmenschlichen Gewaltakten entladen, zeigen uns aber, dass es immer noch Menschen in unserem Lande gibt, die mit Absicht Ausgrenzung betreiben. Sie verstoßen bewusst gegen alle Regeln des menschlichen Zusammenlebens und die elementarsten Grundsätze unserer demokratischen Gesellschaft. Sie grenzen massiv aus und wollen definieren, wer dazugehört und wer nicht. Dass diese Geisteshaltung auch aus der Mitte der Gesellschaft befeuert wird, halte ich für skandalös und untragbar. Denn die Intoleranz darf nicht definieren, was für andere Heimat sein darf oder nicht. In Deutschland muss

gerade nach der jüngsten Aufdeckung des ungeheuerlichen Ausmaßes rechtsextremer Aktivitäten der Ausländerfeindlichkeit aktiv begegnet werden. Die DGB-Gewerkschaften tun dies schon seit 25 Jahren mit dem Verein „Mach meinen Kumpel nicht an“.

In Deutschland hatten sich nach den Erfahrungen des Nationalsozialismus gerade politisch eher links eingestellte Bürger lange mit dem Begriff Heimat schwer getan. Dies ist als Reaktion auf die nationalsozialistische Pervertierung des Begriffs Heimat zu verstehen, führte aber am Ende dazu, dass andere den Begriff Heimat okkupiert und ihn ausgrenzend interpretiert haben. Daher ist es notwendig, Heimat von deutschtümelnden Anteilen zu entschlacken und ein modernes und tolerantes Verständnis von Heimat zu finden.

Gerade in Deutschland wurden besonders nach den Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges die lokalen Bezüge für die Menschen immer wichtiger. Heimat war in erster Linie nicht der Nationalstaat, sondern der Ort, an dem sie wohnten, die Region, in der sie lebten. Für viele Menschen war – bedingt durch die Kriegsfolgen – die Bundesrepublik oder die DDR bereits die zweite Heimat. Eine Erfahrung, die auch die Arbeitsmigranten vor und nach den beiden Weltkriegen machen mussten. Viele von ihnen waren aus den unterschiedlichsten Gründen gezwungen, ihre alte Heimat zu verlassen, um in der Fremde zu arbeiten. Dies kann idealtypisch an den unterschiedlichen Einwanderungswellen in das Ruhrgebiet, dem industriellen Herzen Deutschlands, abgelesen werden.

Heimat muss mehr als nur der Ort der Kindheit sein. Auch die Fremde muss erlauben, dass Menschen erneut Wurzeln schlagen und sich heimisch fühlen können. Für manche kann bereits ein Umzug innerhalb Deutschlands den Verlust von Heimat bedeuten. Viele ehemalige DDR-Bürger mussten zu Beginn der 1990er Jahre diese Erfahrung machen und stießen auf völlig andere Mentalitäten. Andere müssen heute mit ansehen, wie sich ganze Landstriche ausdünnen und viele vertraute Menschen abwandern. Dann ist die Heimat nicht mehr so, wie man sie einst kannte.

Die Arbeitswelt von heute verlangt nach dem bedingungslos flexiblen Arbeitnehmer. Arbeitsverträge, die Einsätze im ganzen Land oder gar über dessen Grenzen hinaus vorsehen, sind keine Seltenheit mehr und es ist gerade für Familien mit Kindern schwierig, ihr gewohntes

soziales Umfeld verlassen zu müssen. Von den schulischen Problemen bei länderübergreifenden Umzügen ganz zu schweigen. Doch räumliche Flexibilität birgt nicht nur Risiken, sondern wird von vielen Menschen auch als Chance wahrgenommen, andere Regionen und Länder kennenzulernen und sich so weiterzuentwickeln. Und dies kann zum beiderseitigen Vorteil sein, denn die Zuwanderung hat Deutschland auch bunter und toleranter gemacht.

Damit stieg auch die internationale Reputation Deutschlands und das Bild vom „hässlichen Deutschen“ wurde blasser. Dieser Umschwung wurde uns erst bewusst, als die Fußballweltmeisterschaft 2006 in Deutschland stattfand. Junge Menschen zeigten wieder unbekümmert die Fahne Schwarz-Rot-Gold und internationale Beobachter betrachteten dies eher mit Sympathie und nicht als nationalistische Willensbekundung. Für mich war dieses Erlebnis eine positive Rückeroberung nationaler Symbole, die nichts mit den dumpfen Überlegenheitsgefühlen von einst zu tun hatte. Dass man beim Autokorso in Berlin Fahrzeuge sehen konnte, die gleichzeitig mit deutschen und türkischen Flaggen geschmückt waren, hatte für mich eine hohe Symbolkraft.

Für mich ist der Begriff Heimat heute positiv besetzt, denn man kann ihn auf vielerlei Arten verstehen. Es können durchaus auch zwei oder mehrere Heimaten sein. Die Definition bleibt jedem Menschen selbst überlassen. Aber ein Mensch ohne ein Gefühl von Heimat ist ein bedauernswerter Mensch. Wir müssen dafür sorgen, dass in unserer globalisierten Welt mit ihren Flexibilitätsanforderungen dieses Gefühl nicht verloren geht und Menschen sich heimisch fühlen können. Heimat sollte jeden Menschen willkommen heißen. Eine lebendige Willkommenskultur ist die unerlässliche Voraussetzung einer modernen offenen und toleranten Gesellschaft, in der wir leben wollen und die wir als Heimat bezeichnen.

Dies wäre eine Heimat, in der man sich nicht ständig erklären muss.